

Feuilleton.

Spaziergang in die Vergangenheit.

Die alte Ofner Festung.

Von Dr. EMIL KUMLIK.

Unlängst stand in den Zeitungen zu lesen, daß die Leitung der Haupt- und Residenzstadt Budapest eigene Bildungskurse für Fremdenführer veranstaltet und künftighin nur solchen Bewerbern die Erlaubnis zur Ausübung dieses Berufes erteilen wird, die hiezu den nötigen Grad allgemeiner Bildung besitzen und überdies den betreffenden Fachkurs mit Erfolg bestanden haben. Kurzum, das Fremdenführen soll demnächst kein freier Beruf mehr sein, dem sich jeder oder jede x-beliebige ohne weiteres widmen darf. Gegenwärtig werden nämlich diese Geschäfte nicht allein von den Angestellten der Fremdenverkehrsgesellschaft, sondern gelegentlich auch von solchen Personen beiderlei Geschlechts versehen, die von derartigem Hand-, Fuß- und Mundwerk blutwenig oder gar nichts verstehen. Einerseits also soll durch die besagte behördliche Verfügung wieder eine Anzahl von ganz- oder halbintelligenten Stellenlosen durch einen Federstrich des allmächtigen Herrn Bürokrasius um ihren ehrlichen Erwerb gebracht werden, andererseits aber handelt es sich da wirklich um ein Kulturinteresse. Wie gut wäre es, wenn schon so viele geschulte Führer zur Verfügung stünden, daß sie in Ermangelung einer genügenden Anzahl von zugereisten Fremden eine bestimmte Menge von hier ansässigen Einheimischen stundenlang herumführen könnten, um sie mit den Sehenswürdigkeiten Budapests möglichst eingehend bekanntzumachen. Da würden Hunderte und Tausende von Bewohnern unserer schönen Metropole erst gewahr werden, wie wenig sie von der Vergangenheit und Gegenwart ihrer Heimatstadt wissen. Zumal die Festung mit ihren vielen historischen Schätzen ist einem schier unglaublich großen Teil der Pester, ja sogar der Ofner Bevölkerung eine wahre terra incognita. Für solche

schwachbeschlagene. Budapester bliebe es trotz aller wissenschaftlichen und populären Handbücher, die über Ungarns Hauptstadt schon geschrieben wurden, noch immer eine dankbare Aufgabe, Budapest für seine eigenen Bewohner spaziergangsweise zu entdecken. Darum lobe ich mir die bevorstehende kaninchenartige Vermehrung der hiesigen gebildeten Fremdenführer . . .

Wenn Architektur „gefrorene Musik“ ist, so bieten die baulichen Schönheiten der Ofner Festung in ihrer Gesamtheit eine sinfonische Dichtung, angesichts deren der Vergleich mit dem „Gefrorenen“ bedenklich hinkt. Auch ohne Schnee und Eis klingen einem dabei allerlei Melodien im Ohr, die keine Kälte aufkommen lassen, sondern dem Beschauer vielmehr recht warm machen. Und auf Schritt und Tritt quillt, qualmt und quirlt aus diesem historischen Boden noch lebensfeuchte und rauchende oder bereits sagenhaft geschwätzige Vergangenheit. Man möchte Musiker oder zumindest Dichter sein, um, sein Innerstes zu äußerst kehrend, das Geschaute in Harmonien oder Reimsprache umformen zu können . . .

Ein uralter Witz besagt, die gute Landluft sei hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Bauern ihre Fenster geschlossen halten. Wogegen die Städler die Fenster lieber öffnen. Daher die schlechte Stadtluft. Die berühmt gute Luft der Ofner Festung steht aber mit der Anzahl der dortigen geschlossenen Fenster unstreitig in ungekehrtem Verhältnis. Dort können sich die Leute den Kulturluxus des häufigen Lüftens ihrer Wohnung ungestraft leisten. Da droben gibt es weder Massenquartiere, noch Behausungen, wo mehr als ein halbes Dutzend Menschen in einem winzigen Raum beisammen wohnen und mit der animalischen Wärme sparen müssen. Wohl macht sich die allgemeine Verelendung des Kleinbürgertums auch hier schon vielfach geltend, im großen Ganzen aber ist die Festung, was die Wohlhabenheit ihrer Bewohner anlangt, wohl als das vornehmste Viertel Budapests anzusprechen.

Ein Staatspensionist, der an einem der jüngsten Vorfrühlingstage auf einer Bank der Basteipromenade, allerdings in stark zugeknöpftem Zustand, ein Sonnenbad nahm, behauptete uns gegenüber, der Festungsberg biete in nächster Nähe der Hauptstadt entschieden *subalpines* Klima, wobei er Sashegy und Schwabenberg offenbar als Hochgebirgsluft fächelnde Alpenhöhen in Betracht zog. Diese gutgemeinte Übertreibung ist ebenso „echt Festung“, wie etwa die Bereitwilligkeit der eingeborenen Passanten, womit sie dem aus anderem Bezirk zugereisten Spaziergänger über Alter und Entstehung einzelner Gebäude die unglaublichst „authentischen“ Aufschlüsse geben. Vorsicht ist da die Mutter der historischen Weisheit! . . .

In Gelehrtenkreisen allbekannt ist die vielfach beglaubigte Tatsache, daß Budavára zur Zeit des Königs Matthias eine der schönsten und regsamsten Städte Europas war. Der große Monarch, dem Ungarn seine damalige, leider nur kurzfristige, Weltbedeutung zu danken hatte, betrachtete es als seine vornehmste Lebensaufgabe, die ungarische Burgresidenz und ihre Umgebung zu verschönern, mit Glanz und Pracht zu umgeben. Das aber war nicht etwa bloß äußere Hülle, unter der sich vielleicht Jammer und Elend barg. Die Festung galt mit Recht als Mittelpunkt und Emporium des ungarischen Gewerbetrießes und Handels, wie auch des wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens. Zeitgenössische Schriftsteller und Diplomaten westeuropäischer Herkunft sind voll des Lobes über die hier gesehenen Kulturschätze und Zeichen des gutbürgerlichen Wohlstandes. Es war die erste Blütezeit von Budavára. Ihr folgte nach dem Ableben des mächtigen Corvinus alsbald der Verfall und drei Jahrzehnte später die Türkennot. Aber selbst noch bei der Wiedereroberung durch die Truppen des Prinzen Karl von Lothringen (1686) zählte die Festung innerhalb ihrer verwüsteten Mauern insgesamt dreihundertachtundachtzig Häuser. Das ist etwa um zweihundert mehr als heutigentags. Wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Ge-

das Palais der Gräfin Zichy-Bolza auf. Ein edler Bau, dem der Reichtum seiner inneren Ausstattung von außen nicht anzusehen ist. Im Gegenteil. Das Haus macht eher den Eindruck eines wegen Mangels an Barmitteln seit Jahren verwahrlosten ärarischen Gebäudes minderer Bedeutung. Unlängst hätte die Fassade restauriert werden sollen, weil sich aber die in solchen Fällen zuständige hauptstädtische Stilkommission ins Mittel legte, blieb alles beim alten. Diese Kommission ist bloß eine beratende Körperschaft und besitzt keinerlei Machtmittel, ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Neben diesem gräflichen Opfer eines derzeit unausgetragenen Bagatelprozesses steht das Wohn- und Sterbehaus des weltberühmten Tondichters Robert Volkmann. Er lebte fünfunddreißig Jahre in Budapest und starb hier 1883. Auf Empfehlung Liszts erhielt er eine Professur an der ungarischen Musikakademie, wo er zahlreiche ungarische Musiker später hervorragenden Ranges zu Komponisten heranbildete. Das Volkmannhaus ist heute Eigentum der Baronin Madarassy-Beck.

Haus Nr. 5 derselben Gasse gehörte ehemals dem Erzbischof von Kalocsa Georg Császka, später dem Baron Edelsheim-Gyulai. Gegenwärtig ist es Eigentum des Markgrafen Georg Pallavicini. Die vornehme Häuserreihe mit ungerader Numerierung endet in dieser schönen Gasse mit dem Palais des Fürsten Nikolaus Esterházy. Der Basteipark des von außen wohlthuend einfach gehaltenen Baues soll besondere Sehenswürdigkeiten aufweisen. Weiter gegen den Dreifaltigkeitsplatz zu folgen mehrere ebenerdige hauptstädtische Schulgebäude.

Die stattliche Reihe bemerkenswerter Bauobjekte der Werböczy-Gasse beginnt mit dem Haus der englischen Gesandtschaft. Es ist Eigentum des Staates Großbritannien. Noch vor wenigen Jahren, als Ungarn keine eigenen diplomatischen Vertretungen hatte, gehörte das Gebäude Baron Béla Piret. Daneben stehen drei Häuser der Baronin Josef Hatvány. Eines davon ist das zur Zeit Maria Theresias erbaute ehemalige Erdödy-Palais. Heute eines der

schönst restaurierten Privatgebäude der Festung. Daneben ein auffallend vernachlässigtes Haus ärarischen Charakters. Zeichen der Zeit — zweites Jahrzehnt nach Trianon. Es ist das ehemalige Stockhaus, später Garnisonsgericht, heute Sitz der königlichen Berghauptmannschaft. Übrigens eines der drei Gebäude Budas, die sich um die Ehre streiten, Ludwig Kossuth vom Mai 1837 bis zum Frühjahr 1840 als politischen Häftling beherbergt zu haben. Die meiste Wahrscheinlichkeit spricht für das besagte Stockhaus. Es dürfte demnächst eine Gedenktafel erhalten.

Drei Häuser der Werböczy-Gasse gehören dem Pariser Juwelier Louis Cartier, der, als er bald nach dem Umsturz in Budapest weilte, hier mit der Witwe des Grafen Bissingen geborenen Gräfin Jacqueline Almássy bekannt wurde und sie alsbald zur Frau nahm. Das Haus Nr. 17 bewohnen die Erben des Grafen Albert Apponyi, der dort das letzte Jahrzehnt seines ruhm- und arbeitsreichen Lebens verbrachte. Von außen sieht man dem bescheidenen einstöckigen Bau nichts dergleichen an. Auch weiß der Beschauer nicht, wie schön der Garten ist und welch herrliche Aussicht der unvergeßliche Staatsmann von seinem Arbeitszimmer aus, über Garten und Donaustrom hinweg, nach dem Pester Ufer genießen konnte. Von hier bis zu den Resten des Wiener Tors zählt die Werböczy-Gasse noch drei Häuser. Zwei davon sind Eigentum des Grafen Raphael Zichy, das letzte, rührend unansehnliche, wird eben jetzt neuhergerichtet. Es gehört einer ungarischen Künstlerin.

Die Országház-ucca, so benannt nach dem früheren Statthaltereigebäude, das damals Landhaus hieß und heute das Ministerium des Innern beherbergt, enthält etwa ein halbes Dutzend Häuser von künstlerischer, historischer oder offizieller Bedeutung. Darunter Nr. 13, das schlichte Heim der polnischen Gesandtschaft, und Nr. 20, das älteste Privathaus der Festung, ja der ganzen Hauptstadt überhaupt. Es stammt aus dem ersten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts, ist einstöckig, hat knapp sechzehn Schritt Frontbreite und zwei kleine Doppelfenster. Unter diesen springt die Mauer ungefähr

dreißig Zentimeter hervor und stützt sich auf friesartige Konsolen in Form eines massiven Kleeblattbogens. Unlängst wollte der Hausherr, ein hauptstädtischer Rechtsanwalt, an Stelle der malerisch altväterischen, schmalen, niedrigen Fenster mit kleinen Scheiben und nach außen zu öffnenden Flügeln, moderne Spiegelauslagen mit einwärts gehendem Verschluss anbringen lassen. Halt! — sagte die hauptstädtische Stilkommission. Der Besitzer des ältesten Hauses fügte sich dem wohlmeinenden Rate und so blieb die mehr als vierhundertjährige Frontansicht vor einer Verballhornung des interessanten gotischen Originalstils bewahrt.

Einige alte und künstlerisch erneuerte Bauwunder der Országház-ucca müssen mit einem Kollektivlob vorliebnehmen. Wir brauchen nämlich noch einigen Raum für die unterirdischen Geheimnisse der Festung. Es handelt sich um die großen, tiefen Felsenkeller, die unter zahlreichen alten Gebäuden Budavárs zu finden sind und mit denen auch der ganze Dreifaltigkeitsplatz unterminiert ist. Die Phantasie des naiven Publikums wird durch sie seit Jahrhunderten stark gereizt. Wirkliche Dichter, noch mehr aber Pseudoromantiker, haben sich dieses dankbaren Themas längst bemächtigt. Auch die objektive Wißbegierde der Geologen und Historiker blieb von der scheinbar rätselhaften Angelegenheit nicht unberührt. Die Entstehung der besagten „Felsenkeller“ ist auf die massenhafte Höhlenbildung zurückzuführen, die im Kalkgestein des Festungsberges einstmal durch die Urkraft des Wassers veranlaßt wurde. Selbst der Kulturmensch des naturwissenschaftlich ziemlich aufgeklärten zwanzigsten Jahrhunderts kann sich schwer vorstellen, daß die Ofner Berge vor ungezählten Jahrtausenden von den Salzfluten des Urmeeres bedeckt waren. Und doch ist es so. Die genau ersichtliche Zusammensetzung und Formation der Berge lügt nicht.

Von Haus aus sind also die gewissen Keller schlechterdings als Höhlen neptunischen Ursprungs anzusprechen. Viele von ihnen wurden in den letz-

ten Jahrhunderten der historischen Zeit durch Menschenhand zu Kellern ausgebaut. Für diesen Zweck mußten sie vor allem durch Tore, Stiegen und Leitern zugänglich gemacht, stellenweise durch Unterbaue gegen Einsturz gesichert werden.

Gleich beim Eingangstor des architektonisch vielfach interessanten Hauses der Bezirksvorstehung befindet sich im Gehsteig ein viereckiges Loch, das unlängst mehrere Monate lang geöffnet und von einigen emsig beschäftigten Erdarbeitern mit entsprechendem Handwerkzeug umstellt war. Auf meine Frage, was da im Zuge sei (tatsächlich wurde aus dem Loch massenweise Erdreich und Bauschutt emporgezogen), erhielt ich die Aufklärung, daß die alten Felsenkeller unter dem Hause ausgeräumt werden, um sie alsdann für den Fremdenverkehr zugänglich zu machen. Bald nach der Millenniumsfeier wurden sie zugeschüttet. Das Material hiezu nahm man von dem Bauplatz der heute am oberen Ende der Tárnok-ucca stehenden, ebenerdigen Schulgebäude, an deren Stelle damals ein mehrstöckiges altes Zinshaus stand. Schutt, Mörtel, Ziegeltrümmer und Faulholz dieses Gebäudes mußten weggeschafft werden. Um die Fuhrwerkskosten zu ersparen, führte man den vielen Mist auf Schiebkarren bis zu dem nahegelegenen Gemeindehaus und warf ihn durch die Gehsteigöffnung in den Keller. Heute aber kostet das Heraufbefördern dieses Bauschuttes wenigstens dreimal so viel, als damals das Wegführen gekostet hätte. Was tut man und was zahlt man nicht alles, um alte Sünden gutzumachen und eine unterirdische Attraktion für Vergnügungsreisende freizubekommen...

Die volkstümliche Überlieferung, daß zur Zeit der Türkenherrschaft die vielen unterirdischen Riesenräume der Festung teils als Weinkeller, teils als haremartige Gefängnisse für internierte Christenfrauen benutzt wurden, ist als naive Mär zu betrachten. Es mag ja vorgekommen sein, daß einzelne türkische Befehlshaber den am Steuer statt in natura eingelieferten Wein der umliegenden fruchtbaren Höhen in einzelne Keller eingelagert hatten, um ihn

später an einheimische Händler möglichst teuer zu verkaufen. Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß irgendeiner oder auch mehrere dieser kühlfinsternen Verließe mangels an oberirdischen Räumen vorübergehend zu Gefängniszwecken benützt wurden. Von einem massenhaften Weinverbrauch unter den Türken aber kann schon deshalb schwerlich die Rede sein, weil sie als gläubige Moslim das Alkoholverbot erwiesenermaßen streng einhielten. Was hingegen die kellerartigen Haremsräume anbelangt, hat es solcher wohl kaum ausnahmsweise bedurft. Den Türken standen zu solchem Zwecke oberirdische Gemächer reichlich zur Verfügung. Auch waren die wohlhabenden Türken, was Lebensgenuß anbelangt, damals schon viel zu verweichlicht, als daß sie sich ihre Harems in feucht-düsteren Kellern angelegt hätten.

Immerhin besteht eine ganz rührende Sage, wonach am Tage der Wiedereinnahme Ofens durch das vereinigte Christenheer eine schöne, edle Ungarmaid in einem dieser unheimlichen Höhlenräume ihren Tod gefunden habe. Es soll sich dabei um ein Mädchen aus vornehmer und wohlhabender Ofner Familie gehandelt haben, das der siebzigjährige Pascha der Festung, Abd-ur-Rahman, beim Herannahen der Truppen des Herzogs Karl von Lothringen nebst vielen anderen Persönlichkeiten als Geißel gefangennahm und in einen der bombensicheren Felsenkeller sperren ließ. Der gestrenge alte Herr war in die betreffende junge Dame bis über die Ohren verliebt, wagte es aber nicht, sich ihr gewalttätig zu nähern. War er doch eines Sieges über das herzogliche Entsatzungsheer keineswegs sicher, im Falle einer Niederlage der Türken aber hatte er die persönliche Rache der Angehörigen seiner schönen Gefangenen zu befürchten. Während des tagelangen Bombardements der Festung soll sich nun der reckenhaft schöne Sohn des alten Paschas in den übrigens mit orientalischer Bequemlichkeit ausgestatteten, Höhlenraum geschlichen haben, wo die Gefangene nach Befreiung schmachtete. Er kannte und liebte sie seit längerer Zeit. Jetzt wollte er die Gelegenheit benützen, sie insgeheim zu befreien, ihr

gleichzeitig seine Liebe zu gestehen und so weiter. Im entscheidenden Augenblick nahte selbstverständlich der gestrenge Vater, um über die beiden jungen Leute fürchterlich Gericht zu halten. Als sich das Liebespaar verraten sah, stürzte es sich eng umarmt in den Felsenbrunnen, aus dem die Liebenden nur mehr als Leichen emporgezogen werden konnten...

Derartige Felsenbrunnen, besser gesagt Zisternen, gibt es auch heute noch in den Kellern der Festung. Die Felsenkeller selbst dienten in jenen Kriegszeiten der militärischen Verteidigung und dem Schutz vor plötzlichen Überfällen. In solchen bombensicheren Riesenräumen konnte im Notfall ein großer Teil der Besatzung samt Pulver-, Waffen- und Verpflegungsvorräten untergebracht und in Sicherheit gehalten werden. Beim Anrücken des christlichen Heeres im Jahre 1686 flog ein großes Pulverlager in die Luft. Es war eine folgenschwere Katastrophe, der außer fünfzehnhundert Türken beiderlei Geschlechts ein großer Teil des prächtigen alten Burgpalastes zum Opfer fiel, unter dessen Mauern achttausend Doppelzentner Schießpulver eingelagert waren. Noch ärger war die moralische Wirkung auf die osmanischen Truppen. Ob sich das Pulverlager in einer Felsenhöhle oder in einem künstlich gebauten Kellerraum des Burgbaues befand, ist ebenso wenig bekannt, wie der wichtige Umstand, ob bei der Explosion nicht Verrat im Spiel war.

Geschichtlich nachgewiesen ist die Tatsache, daß der siebzigjährige Pascha der Ofner Festung beim Einfall der herzoglichen Truppen den Helden-tod fand. Die Sage von dem tragischen Tode seines Sohnes möge auf ihre historische Stichhaltigkeit nicht weiter untersucht werden. Sie ist offenbar als dichterische Ausgeburt einer späteren, romantischen Zeit anzusprechen. Dichtern und Romanschreibern aber soll man mit dem Rüstzeug der nüchternen Wissenschaft selbst dann nicht an den Leib rücken, wenn es leicht festzustellen ist, daß sie es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht allzu genau nehmen.